Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau
Nr. 241 Bromberg, den 19. Oktober 1935

Tresor 226.

Kriminalroman von Richard Marsh.

(18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Es waren immer wieder dieselben Gedanken, die Nettas Seele wie feurige Schwerter durchschnitten.

„Daß ich ihm so unbedingt vertraut habe, und er so falsch zu mir war; — daß seine Falschheit meinen Glauben zu ihm noch überragte; es ist nicht auszudenken.“

Dieser Gedanke nahm die verschiedensten Formen an, aber im Grunde blieb er immer derselbe. Sie hatte ihren Mann zu einem Gott gemacht, und er war nur eine tönerne Gestalt. Als sie sich erinnerte, wie sie Margarete Foster gegenüber von ihm gesprochen hatte, als einem Ritter ohne Furcht und Tadel, als jemandem, der keiner Tat fähig ist, der er sich zu schämen brauchte, wand und krümmte sich ihr Herz in wildem Schmerz. Sie biß sich die Lippen wund und fühlte den Drang in sich, ihren Kopf gegen die Wand zu rennen, nur um etwas Ruhe darin zu schaffen.

Während sie, figürlich gesprochen, mit den reißenden Bestien rang, die ihr Bruder auf sie losgelassen hatte, war auch dieses Muster eines Verwandten keinesfalls glücklich. Man hätte annehmen können, daß er sich zufrieden auf seinen Lorbeeren ausruhen würde, — dem war aber nicht so. Dasselbe galt für seinen Gefährten, Mr. Swire.

Nachdem die Damen fortgegangen waren und Ludlow mit Rodway allein gelassen hatten, ergab sich eine peinliche Szene. Nicht allein peinlich im übertragenen Sinne. Die Pein war hauptsächlich körperlich und rührte davon her, daß Mr. Theodor Ludlow sich behandelt fühlte wie ein Fußball, von kräftigen, hitzigen Spielern gestoßen. Mr. Swire hatte sich in rascher Erkenntnis der Sachlage alsbald auf einen Weg gemacht, den er für die kürzeste Verbindung zwischen dem Schauplatz der Taten und der nächsten öffentlichen Straße hielt. Als Mr. Ludlow ihm nachkam, was erst nach einer geraumen Zeit geschah, war diese Säule des Kaufmannsstandes in einer traurigen Verfassung. Swire begrüßte ihn mit einem höhnischen Grinsen.

„Sie sehen gut aus, das muß man sagen!“

Tatsächlich sah Mr. Ludlow nicht gut aus. Er hatte keinen Hut und keinen Kragen, sein Hemd wies lange Risse auf, und sein sauberer, schwarzer Anzug sah aus wie von einem Karren eines Lumpensammlers aufgelesen und nur zufällig auf seinen Leib geraten. Seine Nase blutete, und sein Gesicht war bis zur Unkenntlichkeit mit dicken Krusten von Schmutz bedeckt. Natürlich waren Mr. Swires Worte ironisch gemeint gewesen, was Mr. Ludlow zu bemerken nicht verfehlen konnte.

„Wenn es ein Gesetz in diesem Lande gibt, soll Rodway für das, was er mir angetan hat, büßen. Warum haben Sie mir nicht geholfen?“

„Ich blieb bei Ihnen, bis der Zirkus begann. Dann dachte ich mir, verschwiegen, wie ich bin, daß die Anwesenheit eines Dritten bei Familienauseinandersetzungen nicht erwünscht sei, und ging fort. Haben Sie ihn umgebracht?“

„Ihn umgebracht?“ Mr. Ludlow knirschte mit den Zähnen, jenen, die übriggeblieben waren. — „Der Mann wird eines Tages wünschen, daß ich ihn umgebracht hätte. Sie haben eine schöne Bescherung angerichtet.“

„Ich? Das ist gut. Wenn ich Sie so sehe, möchte ich sagen, daß Sie es waren, der die Bescherung angerichtet hat. Was mich aber jetzt hauptsächlich interessiert, ist: wo bleibt mein Verdienst?

Mr. Ludlow starrte den Sprecher an, so durchbohrend, wie es der Zustand seiner Augen erlaubte.

„Darf ich fragen, woher Sie die Frechheit nehmen, von einem Verdienst zu sprechen nach der Art und Weise, wie Sie sich benommen haben?“

„Sie dürfen es. Ich dachte, Sie würden geschickt und umsichtig vorgehen. Daß Sie sich benehmen würden, wie ein Ochs im Porzellanladen, hätte ich nicht für möglich gehalten. Bevor ich Zeit hatte, auszureden, sind Sie schon mit der Tür ins Haus gefallen. Sie haben mir zehntausend Pfund versprochen, und ich fordere Sie hiermit auf, damit herauszurücken.“

Mr. Swire betrachtete seinen Gefährten in einer Weise, die alles andere als freundlich war. Mr. Ludlow setzte dem soviel seiner gewöhnlichen Würde entgegen, wie er in seiner augenblicklichen Verfassung aufbringen konnte.

„Seien Sie so gut, und bleiben Sie mir vom Leibe; ich wäre Ihnen verbunden, wenn Sie Ihres Weges gingen.“

„Mit dem größten Vergnügen. Ich mache mir nichts daraus, mit einer Vogelscheuche, wie Sie sind, gesehen zu werden. Bevor ich aber gehe, will ich meinen Draht sehen.“

„Was wollen Sie sehen?“

„Die zehntausend Pfund, die Sie mir versprochen haben.“

„Seien Sie kein Idiot.“

„Was haben Sie gesagt?“

„Sie sollen sich, wenn möglich, nicht wie ein Idiot benehmen, denn —“

Mr. Ludlow vollendete den Satz nicht. Bevor er es tun konnte, fuhr sein Gefährte ihm an die Gurgel, das heißt, er versuchte es. Der Kassierer, der inzwischen einige Erfahrungen in der Abwehr von Angriffen gesammelt hatte, setzte seine Faust in das Gesicht Swires, mit einer Kraft und Geschicklichkeit, die Swire aus der Fassung brachte. Es dauerte einige Sekunden, bis er sich von seiner Überraschung und seinem Schmerz erholt hatte. Dann ging er neuerdings auf Theodor los, in der Art, wie er es gewohnt war, mit vorgebeugtem Kopf und Armen, die gleich Dreschflegeln durch die Luft wirbelten. Darauf folgte ein Faustkampf, den anzusehen Mr. Ludlows Bekannte sehr überrascht gewesen wären.

Die Vorgänge waren indessen noch nicht sehr weit gediehen, als das Auge des Gesetzes in Gestalt von Jaikes, dem Dorfschutzmann, seine strengen Blicke darauf warf. Mr. Jaikes' Methode war kurz, aber wirkungsvoll. Er sah zwei Männer kämpfen, und ohne zu fragen, worum es ging, legte er sich ins Mittel.

„Auseinander! Dergleichen dulden wir hier nicht. Schert euch zum Teufel, alle beide!“

Swire, erfahren wie er in solchen Dingen war, folgte dem gegebenen Wink sofort. Er befreite sich aus der Umklammerung seines Gefährten mit einer Eile, die bekundete, daß er nicht länger als irgend nötig in der Gegenwart der heiligen Polizei zu verweilen gesonnen war. Ludlow dagegen bekundete Neigung, die harten Töne, in denen der Schutzmann gesprochen hatte, übelzunehmen.

Dieser kam jedoch auf ihn zu und streckte die Hand aus, um den Kassierer beim Kragen zu nehmen. Da dies bereits zum dritten Male am selben Morgen geschah, fühlte Ludlow ein Widerstreben, sich neuerdings einer solch entwürdigenden Behandlung auszusetzen. Seine Seele war in vollem Aufruhr, aber seine Beine setzten sich rasch in Bewegung. Der Schutzmann sah der hutlosen Gestalt noch eine Weile nach, unschlüssig, ob er nicht seines Amtes walten und Mr. Ludlow einladen sollte, ihm zur Polizeiwache zu folgen.

Während auf diese Weise ein unheilbarer Bruch zwischen Mr. Ludlow und Swire entstand, ergab sich auch ein Zwist zwischen zwei anderen Bundesgenossen. Als Miß Foster Netta verließ, machte sie sich auf die Suche nach Rodway. Sie fand ihn in einem sehr ungünstigen Augenblick. Er hatte soeben seine Auseinandersetzung mit Ludlow beendet und war noch hitzig und aufgeregt. Da auch die Stimmung der jungen Dame zur gleichen Zeit sich nicht durch Ruhe und kühle Sammlung auszeichnete, wäre es im Interesse des Friedens besser gewesen, sie hätten sich verfehlt.

Sie eröffnete die Verhandlungen, indem sie ihn von oben bis unten musterte in einer Weise, die an und für sich schon geeignet war, Rodway noch weiter in Harnisch zu bringen.

„Ich sehe, Sie waren in einer Prügelei."

Seine Antwort war kurz und grimmig.

„Wenn Sie damit meinen, daß ich Herrn Theodor Ludlow so behandelte, wie er es verdient, —"

„Ich nehme an, es hat Sie glücklich gemacht. Dergleichen macht Männer immer glücklich. Es ist so ihre Art, und Sie können nichts dafür."

„Im Gegenteil — ich bin augenblicklich der unglücklichste Mensch Englands, denn ich weiß, daß all dies nicht geschehen wäre, wenn ich Ihren Rat zu schweigen mißachtet haben würde. Ich hätte reden sollen, offen und ehrlich, dann wäre alles vermieden worden."

„Es hätte trotzdem leicht vermieden werden können, und wenn Sie nur halb der Mann gewesen wären, für den ich Sie hielt, hätten Sie es auch getan."

„Was hätte ich nach Ihrer Ansicht tun sollen?"

„Alles abstreiten, was Nettas Bruder behauptete."

„Ich hätte es abstreiten sollen? Gegen meine bessere Überzeugung, nur damit dieser Schurke —"

„Von wem sprechen Sie?"

„Von dem Menschen, der diese Schande über uns gebracht hat."

„Meinen Sie damit Mr. Robert Smithers?"

„Er heißt nicht Robert Smithers. Wir beide brauchen uns doch nichts vorzumachen."

„Wenn Sie noch weiterhin von mir und Ihnen als „wir beide" sprechen wollen, muß ich Sie ersuchen, Ihre Tonart gründlich zu ändern. Alles, was Sie bisher über Mr. Smithers wissen, kommt aus dem Munde von Swire und Theodor Ludlow, und wie diese Männer geartet sind, werden Sie wohl inzwischen erfahren haben. Wenn ich behaupte, daß die Verantwortung für das Geschehene, und das, was noch geschehen wird, bei Ihnen liegt, weil Sie Theodor Ludlow nicht widersprochen haben, weiß ich, was ich sage. Es liegt mehr Mannheit in Ihrem Partner, den Sie derartig verleumden, als in Ihnen, Ludlow und Swire zusammengenommen; mehr Ehrlichkeit, mehr Mut, und mehr Vertrauenswürdigkeit. Ich würde ihm eher meinen ganzen Körper als Ihnen meinen kleinen Finger anvertrauen. Und wenn Sie fernerhin Netta ermutigen, zu glauben, daß er nur eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Manne hat, als den die beiden Halunken ihn hingestellt haben, verdienen Sie dasselbe Schicksal, das Sie soeben Ludlow beschert haben."

Während Margarete Foster so die Schalen ihres Zornes über ihren Verbündeten ausgoß, litt Netta derartig, daß sie blindlings in die Falle geriet, die man ihr gestellt hatte.

*

Nettas Leid, ihre Wut und ihr betrogenes Vertrauen hatten sich schließlich in eine Tränenflut aufgelöst. Netta hatte sich schluchzend auf ihr Bett geworfen, und da lag sie noch, als an die Tür gepocht wurde. Es mußte zweimal geklopft werden, bevor sie es hörte. Dann richtete sie sich erschrocken auf.

„Wer ist da?"

Jemand drehte die Klinke, aber die Tür war verschlossen.

„Sie können nicht hereinkommen, was wollen Sie?"

„Eine Dame wünscht Sie zu sprechen, gnädige Frau."

Es war die Stimme von Nettas Zofe.

„Eine Dame? Welche Dame?"

„Sie weigert sich, ihren Namen zu nennen, behauptet aber, Sie dringend sprechen zu müssen."

„Führen Sie die Dame zu meiner Mutter oder Miß Foster. Ich fühle mich nicht wohl und will allein bleiben."

Die Zofe kehrte nach kurzer Zeit zurück.

„Verzeihung, gnädige Frau, aber die Dame wünscht nur Sie zu sprechen. Sie schickt Ihnen diesen Brief."

Netta stand auf, öffnete die Tür einen Spalt breit und nahm den Brief in Empfang. Er bestand aus einem Blatt Papier, auf dem mit Bleistift in einer klaren Schrift zu lesen stand:

> Es tut mir leid zu hören, daß Sie nicht wohl sind, aber ich muß Sie sofort in einer Angelegenheit sprechen, die von allerhöchster Dringlichkeit ist. Da ich sie niemand anderem vortragen kann, bitte ich Sie, mich nicht lange warten zu lassen.

Netta überlas die Worte mehrere Male, bevor ihr deren Sinn zum Bewußtsein kam. Dann wurde ihr Gesicht härter, ihre Augen nahmen einen starren Ausdruck an.

„Sagen Sie der Frau, daß sie in fünf Minuten hier heraufkommen kann."

Die Zofe übernahm diese Botschaft. Netta wusch ihr Gesicht und kühlte ihre Augen.

Etwas, das sie im Spiegel sah, veranlaßte sie, sich umzuwenden. Es war jemand eingetreten, nicht die Zofe, sondern eine fremde Frau, die schweigend an der Tür stehen geblieben war und Netta betrachtete. Es war eine Frau von etwa vierzig Jahren, nicht häßlich, aber groß und knochig. Obgleich gut, vielleicht sogar mit bestem Geschmack gekleidet, machte sie den Eindruck von Unbildung und Derbheit. Der Ton, mit dem Netta die Frau ansprach, war so hart und kurz, wie es ihr gegeben war.

„Wer sind Sie, und was soll Ihr unangemeldeter Eintritt bedeuten?"

Die Besucherin kam dadurch nicht aus der Fassung. Sie beantwortete Nettas Frage mit einer anderen, die sie nur halb vollendete:

„Sie sind —?"

„Ich bin Mrs. Smithers"

„Verzeihung, Mrs. Smithers bin ich."

Netta wankte ein paar Schritte zurück und mußte sich an dem Ankleidetisch festhalten, um nicht zu Boden zu sinken.

„Ich verstehe Sie nicht."

„Wirklich?" Es lag etwas Herausforderndes in dieser Antwort.

„Sie müssen sich irren. Mein Mann heißt Smithers."

„Entschuldigen Sie bitte, Ihr Mann heißt nicht Smithers. Das war der Name meines verstorbenen Mannes. Ich bin seine Witwe."

Diesmal nützte auch der Ankleidetisch nicht, um Nettas Knie zu stützen. Glücklicherweise stand ein Sessel daneben, in den sie sich fallen ließ. Das Zimmer drehte sich um sie im Kreise. Alles, was sie sagen konnte, war eine Wiederholung Ihrer früheren Antwort.

„Ich verstehe Sie nicht."

„Dann werde ich mich deutlicher ausdrücken. Weder Sie noch ich haben das Ideal eines Mannes geheiratet. Unsere Männer waren Schurken, einer wie der andere, nur scheint der Ihre ein noch größerer zu sein als der meine war."

„Wie können Sie sich erdreisten, so etwas zu sagen?"

„Weil es wahr ist. Unsere Männer waren zusammen im Gefängnis."

„Das glaube ich nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Die Versuchung.

Skizze von **Renate von Ußlar.**

Ihr Vater, der als junger Hauslehrer in einer baltischen Familie tätig gewesen, hatte sich hemmungslos in die bildhübsche lettische Zofe der Herrin des Hauses verliebt, so daß er und sie ihre Stellung aufgaben, um sich eine gemeinsame, etwas mühselige Existenz in Riga zu gründen. Dann hatte der Weltkrieg ihn an die deutsche Front gerufen. Die Nachricht von seinem Tode erreichte seine junge Witwe in dem alten Ordensschloß, wo sie in seiner Abwesenheit mit ihrem kleinen Mädchen bei ihrer früheren Herrin Zuflucht und Arbeit gefunden. Die jüngste Tochter des Hauses und das gleichaltrige deutsche Mädchen waren bald unzertrennlich geworden, und als die junge Mutter nach kurzer Zeit ihrem Manne nachstarb, hatte die Baronin in selbstverständlicher Güte die Waise ganz in ihre Familie aufgenommen.

Die dunklen Wolken, die sich über der Welt, über dem alten Ordensschloß zusammenballten, wollten nicht wieder schwinden, aber die entsetzliche Tragik des Unterganges hatte in dieser Form doch keiner vorhergesehen. Als der Herr des Hauses ermordet aufgefunden, in dem alten Rittersaal aufgebahrt lag, wußte die Baronin, daß der Untergang ihres Hauses sicher war. Die entmenschten Peiniger konnten die granitnen Mauern des Adelsschlosses, konnten die gemarterten Körper ihrer Opfer vernichten. Aber das hochgemute Sterben der Baronin und ihrer jungen Kinder hatte eine schreckliche und plötzliche Stille entstehen lassen, den nie mehr erfüllbaren Wunsch des Ungeschehenmachens. Deutlich schien die Stimme des Weltgerichts auf dem Hofe des zerstörten Ordensschlosses vernehmbar. Wie von Furien gejagt waren alle verschwunden. Als die in Ohnmacht liegende junge Deutsche, die man als nicht zur Adelsbrut gehörig verschont, wieder zu sich gekommen, lag alles in Blut und Trümmern, was ihr Leben gewesen. — —

In einer schwedischen Familie hatte man nach dem Weltkrieg eine junge Baltin als Gesellschafterin für die Tochter des Hauses aufgenommen. Das auffallend schöne, weit über seine Jahre hinaus ernste Mädchen mußte allgemeine Teilnahme erwecken. Man wußte, daß die Fremde in schwierigster Flucht als einzige Überlebende eine Stätte des Grauens hinter sich gelassen, daß es ihr gelungen, die Familienpapiere, einigen Schmuck, sogar ein paar Wertpapiere zu retten. Man hatte mit Recht gehofft, daß die heitere ländliche Umgebung, der Umgang mit Jugend und eine der Familie eigene fröhliche Lebenslust auch der jungen Fremden neuen Lebensmut schenken würde. Aber der tiefe Schatten, der ihr junges Leben verdunkelt, wollte nicht weichen. Man konnte mit der jungen Baltin zufrieden sein, mit ihrer Pflichttreue, mit der schönen Frömmigkeit und Gemütstiefe ihres Wesens. Aber die heitere Lebensmusik des Hauses begann an leichter Verstimmung zu leiden. Bei aller Güte für die Fremde mußte der Dame des Hauses die überernste sonnenlose Lebenseinstellung als Umgang für ihre Tochter etwas bedenklich erscheinen. Nur dem Schloßherrn wollte es manchmal gelingen, durch liebenswürdige Neckereien, die jugendliche Lebhaftigkeit des Mädchens zu wecken. Es machte ihm Spaß, ihr gegenüber nicht nur den edlen Ritter Don Quichotte gelten zu lassen, sondern auch den bösen Don Juan, um ihren Zorn zu erregen, den sie etwas lehrhaft zu meistern suchte mit dem eingelernten Grundsatz: „Eine Dame darf sich nicht ärgern!"

„Darf eine Dame sich verlieben?" — Die heitere Gegenfrage des Hausherrn sollte eine unerwartet schnelle Antwort bekommen. Auf einem Nachbargut war seit kurzem ein junger deutscher Rittergutsbesitzer zu Gaste. Es konnte bald niemandem verborgen bleiben, daß er um die junge Baltin warb, die in seltsamer Verwirrung eine schwere innere Krisis durchzukämpfen schien. Die Anteilnahme der Familie, der allgemeine Wunsch, zwei junge Menschen in glücklicher Wahl zusammenzubringen, konnte es nicht hindern, daß die beiden Hauptbeteiligten in dem Auf und Ab ihrer wechselnden Stimmungen zu keiner befriedigenden Klärung kamen, daß der junge Deutsche in plötzlichem Entschluß zur Abreise drängte . . .

In dem freundlichen Turmzimmer, das auf ihren besonderen Wunsch ihr kleines Eigenreich geworden, saß die junge Fremde. Die schöne Sicherheit ihres Wesens, ihrer Erziehung schien einer vollkommenen Hilflosigkeit gewichen, das junge Gesicht in angstvoller Frage zerquält zu sein. Mechanisch öffnete sie eine vor ihr stehende Kassette. Mechanisch entnahm sie ihr Papiere, die sie durchblätterte. Ihre Augen fanden, was sie suchten, Die Photographien des alten Ordensschlosses, der Hingemordeten, das Bild der Gütigen, Einzigen, — sie alle schienen Rechenschaft von ihr zu heischen! Was hatte sie getan? Wie hatte es geschehen können? Und wieder griff sie zur Kassette. Wieder öffneten die zitternden Hände Dokumente, suchten die angstvollen Augen, was sie finden mußten: die Namen des deutschen Hauslehrers, der jungen Lettin, die ihn geliebt, der kleinen Tochter, die sie ihm geboren — ihren eigenen Namen! Auch sie verlangten Rechenschaft von ihr. Warum hatte sie den adligen Namen angenommen und ihre Eltern verleugnet? Die Frau in einfacher Tracht, den Mann in feldgrauer Uniform, das Land, für das er gefallen?

Hilfesuchend forschte die Einsame in dem edlen Gesicht ihrer Wohltäterin, glaubte sie die gütige Stimme zu hören: „Adel verpflichtet! Adel der Geburt. Adel der Gesinnung!" An dem Buchstaben, der tötet, an der Form hatte sie sich berauscht. Der tiefere Sinn, der Geist, der lebendig macht, war ihr verborgen geblieben. Ihre Augen füllten sich mit Tränen endlichen Verstehens . . . Und sie schrieb an ihn. Wie sie unwürdig sei, an seiner Seite durchs Leben zu gehen, wie alles gekommen, wie sie schuldig geworden. An der Grenze war es gewesen. Durch ein Versehen hatte man ihr einen Paß ausgestellt auf den Namen der gleichaltrigen Tochter der baltischen Adelsfamilie, deren Papiere sie, den Anweisungen der Baronin folgend, aufgehoben und gerettet hatte. In törichter Verblendung hatte sie an Schicksalswendung geglaubt. Hinweg mit der Lüge! Die Feder flog über das Papier, das Herzeleid war groß. Aber die Strahlen der untergehenden Sonne suchten in heiterer Spielerei das junge schuldige Menschenkind in dem einsamen Turmzimmer.

Als die Lichter brannten und die Abendstunde die Familie im Salon versammelte, trat die junge Fremde in die Mitte des Zimmers, um sich ihren Richtern zu stellen. Hocherhobenen Hauptes legte sie ihr Bekenntnis ab. Während die Damen voll Teilnahme, in leichter Verlegenheit zuhörten, schenkte der Hausherr dem wohl nur ihm erkenntlichen juristischen Fehltritt nur geringe Aufmerksamkeit, um mit Kennerblick die schöne Erregung der in fanatischer Bekennerwut glühenden jungen Sünderin in sich aufzunehmen. „Ein Scheiterhaufen wäre ihr gerade gut genug", dachte er belustigt. Aber auf diese Probe sollte sie nicht gestellt werden. Ein sehr bald aus Deutschland eintreffender Brief brachte glatten Freispruch der ihr höchsten Instanz, brachte allgemeine glückliche Entspannung.

„In den Adelstand erhoben?" fragte lächelnd der Hausherr und hielt es für an der Zeit, den hoch gespannten Temperaturen durch ein Glas kühlen Weines wieder das nötige fröhliche Gleichgewicht zu geben.

Lucy, der Luchs.

Die Geschichte eines Waldkindes

von Leon Freiherrn v. Campenhausen.

Lucy war ein Luchs. Ich habe ihn nicht gekannt, denn als Lucy starb, war ich noch nicht geboren. Sein Besitzer aber hat mir von ihm erzählt. Ein Jäger hatte ihn, nur wenige Tage alt, in einem nordischen Urwalde gefunden.

Unter sorgsamster Pflege wuchs Lucy auf. Kein Hund konnte anhänglicher sein als er, der wilde Luchs. Wenn sein Herr ihn beim Namen rief, stürmte er auf den Mann zu, schmiegte sich nach Katzenart an seine Beine, sprang an ihm hoch und stieß mit der Stirne gegen seine Brust.

Schafe, Hühner, Gänse und Enten zu jagen, war ihm verboten. Aber wenn er sich unbeobachtet glaubte, kam der Jagdeifer über ihn.

In langen Sätzen folgte er dem Gockelhahn. Der aber wußte, was zu tun war. Er flog aufs Dach Lucy flitzte in unfaßlicher Schnelligkeit nach. Der Hahn flog auf einen Baum. Der Luchs rutschte polternd vom Dach herab, schoß wie ein Pfeil auf den Baumstamm zu, wollte hinauf — aber — „Pfui, Lucy zurück, hierher!" kam vom Garten die Stimme des Herrn. Und nun ein Bild des Jammers. Lucy kroch reuevoll, zerknirscht über den Boden hin, warf sich, scheinbar ganz gebrochen, dem Herrn zu Füßen und erwartete die Strafe im Bewußtsein seiner Schuld . . .

Aber wenn Lucy einmal Blut geleckt oder auch nur gewittert hatte! Auf einem Gang am Waldrand — Lucy folgte wie immer seinem Herrn auf dem Fuß — stand plötzlich ein Schafbock da.

Hopp, ein Satz, und zehn fürchterliche Krallen stießen wie Dolche in den zuckenden Körper des zappelnden Wollträgers. Ein Biß in den Nacken — —

„Pfui, pfui, Lucy, zurück, hierher!"

Nichts, nichts half. Schwere Peitschenhiebe, Hiebe, Hiebe, Hiebe. Dann endlich ließ Lucy ab. Aber — nichts von Zerknirschung. Nein. Unterdrückte Wut. Dumpfes Murren. Verhaltenes Grollen. Böses Lichtergeflimmer über die Augen hin.

„Jetzt gehen wir. Hierher, Lucy!" Und langsam, aber stolz erhobenen Hauptes, mit langsamem Schritt, folgte Lucy seinem Herrn.

Es gab niemanden auf dem ganzen Gehöft, den Lucy liebte, als allein seinen Herrn. Einige Achtung brachte er nur noch des Herrn Mutter entgegen. Wenn sie abends bei ihrer Handarbeit saß oder vorlas, sprang Lucy auf das Sofa und legte sich hinter der alten Dame lang ausgestreckt zum Schlafen nieder.

Nichts haßte Lucy so wie Katzen. Und doch waren von allen Lebewesen des Gehöftes die Katzen ihm am nächsten verwandt. Keine Macht konnte ihn zurückhalten, wenn er eine Katze sah. Er packte sie, zerfetzte sie auf furchtbare Art, ließ die traurigen Reste liegen und lief fort.

Verzweifelt, tiefsinnig, vor Kummer gebrochen erschien Lucy, wenn sein Herr einmal verreisen mußte. Dann lag der Luchs Tag und Nacht oben auf dem Dach neben einem Schornstein und starrte nach der Richtung hin, von wo er den Herrn erwartete. Er aß nicht und trank nicht. Und gewiß hätte der Kummer ihn getötet, wäre der Herr fortgeblieben.

Aber wenn das Gefährt nahte, stürzte die riesige Katze vom Dach herab, raste in gewaltigen Sprüngen dem Wagen entgegen, flog in ungeheurem Sprung dem Herrn auf den Schoß, packte ihn, umarmte ihn, preßte sich an ihn und stieß mit der Stirn. Und wenn Lucy mit seinen Vorderpranken dem Manne übers Gesicht fuhr, waren sie weich wie Samt. Alle zehn Dolche blieben verborgen . . .

Der Winter kam und legte eine Eisdecke auf den Geflügelteich. In der Mitte war ein Loch gehauen, damit die Gänse darin ihr Wesen treiben konnten.

Lucy liegt ausgestreckt auf einer Bank und läßt die Wintersonne auf seinen gelben Pelz scheinen. Plötzlich nimmt er die Gänse wahr. Er glaubt sich unbeobachtet. Hart längs dem Boden schiebt er sich an den Teich heran, gleitet auf die schwimmenden Gänse zu. Die kleine schwarzspitzige Stummelrute wackelt erregt. Näher und näher.

Jetzt nur noch wenige Meter. Fertig zum Sprung.

Er duckt sich, schnellt hoch, fliegt durch die Luft und — klatscht ins eisige Wasser.

Schreiend, mit schlagenden Flügeln, die Hälse gereckt, stürmen die Gänse aufs spiegelnde Eis und rutschen hilflos umher.

Lucy klettert triefend aufs Trockene und — —stürzt sich auf die leichte Beute, sollte man meinen.

Aber nein. Mitten zwischen den Gänsen hindurch. Scham und Zerknirschung in allen Bewegungen, zieht er fort über das Eis, dem Hause zu . . .

Bunte Chronik

Heiratsanzeige.

Böse Leute behaupten, die Heiratsanzeige sei eine Erfindung jüngsten Datums. Das stimmt nun nicht ganz. Schon im 18. Jahrhundert haben sich mit dem Fortschreiten des Zeitungswesens Heiratsannoncen eingebürgert, wenn sie auch noch in ziemlich versteckter Form in die Presse kamen, wie folgende Anzeige aus den „Frankfurter Frag- und Anzeigen-Nachrichten" vom 8. Juli 1783 beweist: „Ein honettes Frauenzimmer sucht zur Ausmachung einer Erbschaft von incirca 50 000 Gulden einen guten Advokaten ledigen Standes. Wenn er diese Sache sich wohl angelegen sein läßt, groß und wohl aussieht, so offerieret sie sich, denselben zu heirathen."

Rätsel-Ecke

Rösselsprung.

	und	ie-	bend	o	
an	dir	prom-	zeigt	dem	a-
schenk	der	als	gen	tes-	gen
nichts	ber	ge-	mor-	ein	mor-
ten-	sor-	ein	ist	sei	got-
steht	ter	■	■	denk	tag
gen	leuch-	nacht	ier	ein	ein-
der		hin-	ge-		die-

*

Besuchskarten-Rätsel.

Karl J. Tiem,
Barmen

Wer den Beruf wissen will, den der Inhaber obiger Karte ausübt, hat die Aufgabe, sämtliche in obiger Karte enthaltenen Buchstaben umzustellen. Es ergibt sich bei richtiger Lösung eine mit „K" beginnende Berufsbezeichnung.

*

Spitzen-Rätsel.

●	●	●	●	●	●	●
s	u	a	t	a	s	t
●	●	●	●	●	●	●
e	l		o		h	t
r	t				e	e
n						r

Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, derart, daß senkrechte Wörter entstehen. Sind es die richtigen, so nennt die oberste waagerechte Punktreihe einen Zeitabschnitt.

Auflösung des Kreuzwort-Rätsels aus Nr. 235.

S	I	R		Z	E	I	T	U	N	G
E	L	A		L	O	B	■	L	E	A
I	L	M			S	I	R	I	U	S
F	■	S	P	E	I	S	E			
N	O	E	R	■	N	■	G	.	D	S
E	S	S	E	N	■	G	E	N	U	A
R	I		S	■	M	■	N	E	O	N
			S	P	A	R	T	A	■	D
P	E	D	E	L	L			P	I	A
A	S	E	■	A	V	E		E	R	L
S	T	A	U	N	E	N		L	E	E

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z. o. p., beide in Bromberg.